

Kilian Romer Stendal, der Fotograf, der durch puren Zufall das letzte Foto von Lady Diana schießt, lernt bei einem Wettbewerb die Frau kennen, die sein bisheriges Leben ins Wanken bringt. Mit einer SMS beginnt eine Bekanntschaft, die sich über einen monatelangen Gedankenaustausch zu einer intensiven Beziehung wandelt. Gemeinsam sind sie täglich im Austausch und entwickeln zusammen eine Art Liebeserklärung in Form von Skizzenbüchern, Dokumente ihrer gemeinsamen Tage, die jeder auf seine ganz eigene Weise deutet.

Eine Geschichte über Begegnung, Nähe und die Suche nach dem einfachen Glück im Kaleidoskop des multimedialen Lebens.

Kai Georg Wujanz Leseprobe

Ich stand regungslos am Strand und blickte auf die anrollenden Wellen. Graues Wasser mit blasigen, weißen Gischtstreifen. Darüber ein strukturloser Himmel. Salzgeschmack machte sich auf meinen Lippen breit. Mitte Mai. Ein verspäteter kleiner Frühjahrssturm, viel zu spät und dennoch kraftvoll und gefährlich. Lange betrachtete ich die Wellen, wie sie sich schnaubend am Strand brachen, den Sand aufrissen und mehrere Meter weiter oben, weit über den Spülsaum hinaus wieder ablegten. Wie man etwas Unliebsames loswerden möchte, etwas, das man so lange vor sich herschiebt, bis man es aus der Bahn hat. Doch was wäre das Meer ohne den Sand? Ohne das Gestade an das es anlanden kann? Das es täglich formen kann, ein Geben und ein Nehmen. Ich zog meine Schuhe und die Socken aus und krepelte mir die Hosenbeine hoch. Wie kalt der Sand war. Die erste Welle entlockte mir einen zischenden Laut. Unweigerlich machte ich einen Satz nach hinten. Der Frühling war zwar schon heiß gewesen, das Meer hatte sich aber noch nicht erwärmen können. Ich wagte wieder einen Schritt weit in die Fluten, biss die Zähne zusammen und widerstand der Versuchung erneut aus dem Wasser zu laufen. Ich wollte mich an den stechenden, kalten Schmerz gewöhnen. Über mir kreiste ein Storch. Ein Storch über dem Brandungssaum. Er stand wie angenagelt im Wind, mit ausgebreiteten Schwingen am Himmel und schien auf mich hinunter zu blicken. Ich sah ihn an. Wie ich wohl aussah von da oben, den Kopf im Nacken. Ein kleiner Punkt am Rande der tosenden See, schon nicht mehr an Land aber auch nicht wirklich im Wasser. Ein Storch, nun gut. Ich glaube ich habe mich überhaupt nicht gewundert einen Storch anstatt einer Möwe zu sehen. Ob er überhaupt etwas dachte bei meinem Anblick? Mit einer kaum merklichen Drehung des Schwanzes

schwenkte er plötzlich ab hinter die Dünen. Offensichtlich war ich ihm zu langweilig. War ich langweilig? War ich aus Langeweile hier? Ich spürte meine Füße nicht mehr. Da standen zwei Beine im Wasser, die irgendwie nicht mehr zu mir gehörten. Wieso war ich eigentlich hier? Ich wollte nicht mehr an sie denken und tat es dennoch jeden Tag. Sie verfolgte mich bis in den Schlaf. Der Storch hatte mich abgelenkt oder war es das eiskalte Wasser, das mich an den Wurzeln gepackt hatte, dessen Kälte schon in mein Hirn gedrungen war? Ich hatte eine gefühlte Ewigkeit nicht an sie gedacht. Dabei war es gerade gewesen, als wir uns verabschiedeten. So plötzlich, so überstürzt. Ich blickte auf die schwere Brandung. Das Wasser schien sich zurück zu ziehen, die Brandung auf der vorgelagerten Sandbank hatte zugenommen. Jetzt hatte ich ihr Bild wieder ganz deutlich vor meinen Augen, mit einem Mal, als würde das Meer Brecher um Brecher meine Erinnerungen hervorspülen.

Die Liebe ist wie eine Welle, die einen mitreißt, von der man getragen werden möchte um am Ende tropfnass aus ihr emporzusteigen. Dieses Siegesgefühl es geschafft zu haben, den Ritt des Lebens soeben erlebt zu haben. Dann will man sich in duftend weiche Tücher und Decken hüllen, hüllen lassen. Eine Belohnung die das Nass langsam aufsaugt, sich trocknen lassen um das Salz auf der Haut schmecken zu können. Das reine Salz, seine Würze, die ganz fein auf der Haut brennt und einen dursten lässt, wenn man sie begierig aufleckt. Wenn einen das Begehren zügelnd lässt, immer weiter und tiefer und das Rauschen im Ohr von einem Besitz ergreift, das donnernd anhält und die Außenwelt von einem fern hält.

Die Liebe ist wie eine Welle, die einen anhebt und über das Riff und jede Sandbank spült. Ein kraftvoller Berg, mächtige,

ungebändigte Kraft. Wehe wenn sie einen im Stich lässt. Wenn sie dich nicht weit genug trägt und über der großen Hürde an Wucht verliert. Dich fallen lässt und über das Riff schleift. Den warmen, rettenden Strand zum Greifen nah und doch mit einem Mal unerreichbar, weil der Sog dich zurückreißt. Dich martert und du die Schnitte jeder Unebenheit spürst. Es tut nicht gleich weh. Des Wassers Kälte schützt dich vor dem Schmerz und doch schreist du innerlich auf. Weil du weißt, wie es brennen wird, wie du aussehen wirst, wenn du wankend versuchst festen Grund unter die Füße zu bekommen. Steiniger, harter Grund, dem du entfliehen musst, geschundener Körper auf wackeligen Beinen.

Dann ist die Liebe eine Welle, die du verpasst hast. Du hast vielleicht die falsche Welle genommen in der Annahme, sie würde dich weit tragen.

Danach kommen ihre Schwestern mit brechenden Schaumkronen, die dich immer wieder von den Beinen reißen, in Atemnot bringen und dich über den Grund der Erkenntnis schleifen, jede Berührung ein weiterer Schnitt. Geschundene Haut bleibt immer nass, Salzfraß wird dein Begleiter und das Brennen wird fürchterlich. Du weißt, du kannst nicht kämpfen um zu gewinnen. Verletzter Stolz. Du siehst lächerlich aus bei dem Versuch eine gute Figur zu machen. Ein wahrer Freischwimmer sieht anders aus. Ein Held sowieso.

Die Liebe ist eine Welle, die dich immer wieder in ihren Bann zieht und deine Schritte an ihr Gestade lenken wird. Immer wieder. In Hoffnung.

auswählen sollte. Man hatte mich als Jurymitglied berufen, weil ich mir mittlerweile einen Namen als Fotograf gemacht hatte und weil das Meer mein Metier war. „Ein Tag am Meer“ brachte bis zum Stichtag 250 Einsendungen von Amateurfotografen, die mit der Urlaubsregion irgendwie in Bezug standen. Als Touristen, als Anwohner, Durchreisende, die die Welt durch den Sucher sahen. Sie saß mir gegenüber. Ihre Größe war in dieser leicht eingesunkenen Haltung schwer zu schätzen. Sie war sicher mit mir auf Augenhöhe. Sie hatte auffallend große, sehnige Hände und ein entwaffnendes Lächeln. Einen schmalen Mund, der in leicht geschwungenen, spöttischen Linien endete. Ihr Blick kam aus großen braunen Augen. Alles an ihr schien wach zu sein, doch beteiligte sie sich in keiner Weise an der Unterhaltung, wie man am besten die anstehende Juryarbeit angehen wolle. Ihre Frisur war ein wenig widerspenstig. Ein strähniges Blond-Rot-Braun, für einen Zopf zu kurz, für eine Kurzhaarfrisur schon zu ausgefranst. Die Haare waren etwas unordentlich gescheitelt. Kein Make Up, kein Lippenstift, etwas Cayal um die Augen, soweit ich das mit kurzen verstohlenen Blicken feststellen konnte. Als sie ans Telefon ging um mit kurzen Worten Jemandem in der Leitung ein „Jetzt nicht!“ aussprach, ordnete ich sie als Sekretärin ein. Das erklärte auch ihre Zurückhaltung bei der Diskussion um den Fotowettbewerb. Als sie zum runden Besprechungstisch zurück kam setzte sie sich wieder mir gegenüber, schlug die Beine übereinander und schenkte mir ein entschuldigendes Lächeln. Den für mich bereitgestellten Kaffee ließ ich lieber stehen, ihr Anblick nahm mir jede Ruhe. Vom Tisch zum Mund und wieder zurück ohne Zittern und Verschütten – unmöglich! Kaffeebraun war ihr Leinenkleid mit einem verstreuten Muster von kleinen Roten und Weißen Stäben. Das Kleid war weit

geschnitten, nicht sehr figurbetont, sie hatte eher einen kleinen Busen. Ihre Füße und Fesseln entzogen sich meinen Blicken unter der Tischplatte.

„Herr Stendal, wie haben Sie bloß dieses Foto von Lady Di gemacht?“ Die Frage kam vom ersten stellvertretenden Bürgermeister. Diese Frage hatte ich schon so oft gestellt bekommen und jetzt, nach so vielen Jahren, hatte ich überhaupt keine Mühe mehr die reine Wahrheit darüber zu sagen.

„Es war purer Zufall. Ich hatte noch nicht einmal eine vernünftige Spiegelreflexkamera dabei, sondern eine Pocketkamera. Wir waren auf dem Weg zu einem Konzert. Warum auch immer, ich nahm die Kamera heraus um mich zu vergewissern, dass ich tatsächlich neue Batterien ins Fach gesteckt habe. Die Kamera war eingeschaltet als dieser schnelle Benz vorbeifuhr. Ich habe in dem Moment auf den Auslöser gedrückt als sie sich gerade weit aus dem hinteren Fenster beugte. Es ging viel zu schnell. Auf dem Display sah ich dann eine Frau in einer schnellen Limousine, bekleidet mit einer weißen Bluse, die beide Arme in die Luft reckte.“

„Ja aber wie haben Sie das technisch hinbekommen? Lady Di ist gestochen scharf zu sehen und das Auto und die Zufahrt zur Unterführung in einem einzigen Geschwindigkeitsrausch verschwommen.“ Die technische Frage kam von meinem Nachbarn zur Linken, ebenfalls Fotograf und Jurymitglied.

„Ein Kamerafehler in der Verschlusszeit. Sie wissen ja, dass man bei diesen einfachen Kameras nicht mit Brennweiten und Belichtungskombination arbeiten kann. Die Kamera hatte einfach angefangen, ihren Geist aufzugeben. In dem Konzert konnte ich sie gar nicht mehr benutzen.“

„Das nenne ich einen glücklichen Moment!“

„Für mich schon...“

„Ja, ja, Sie haben recht...“ der Kollege räusperte sich verlegen und ich half ihm mit einem: „Wir haben hier ja offensichtlich ganz gegläckte Fotografien vorliegen“, aus der Klemme. Sie lächelte mir ein Kompliment zu und ich war froh, dass ich sitzen durfte. Ich hatte einfach weiche Knie.

Die Juryarbeit zog sich den ganzen Tag lang hin. Wir kamen uns nicht wirklich näher, standen aber die meiste Zeit gemeinsam vor den Arbeiten und tauschten unsere ersten Eindrücke aus. Meine Beine hatten glücklicher Weise ihre Stabilität zurück erlangt, auch meine Arme und Hände, so dass ich im Laufe des Nachmittages noch einige Tassen Kaffee zu mir nehmen konnte.

Nachdem wir uns einig über die besten fünf Fotografien waren, verabschiedete ich mich und verließ das Rathaus gegen zehn Uhr abends. Ich hätte um ein Haar diese Anfrage sausen lassen. Alleine die Vorstellung, Fotoarbeiten von Amateuren aussuchen und beurteilen zu müssen, die meine Wahlheimat durch den verklärten Blick des Sommerfrischlers sahen war mir ein Greul. Und jetzt ging ich mit leichten Schritten über den Rathausplatz und versuchte mir ihr Gesicht in Erinnerung zu rufen. Es ging nicht. Nicht im Ganzen. Ich sah dieses spöttische Lächeln um den schmalen Mund, das braunen Kleid, diese störrischen Haare – es fügte sich aber nicht zu einem Gesamtbild zusammen. Wie war das möglich, vor wenigen Minuten hatten wir uns verabschiedet und uns einen guten Abend gewünscht und genau hier auf dem Platz hatte ich Mühe, mir ihr Gesicht ins Gedächtnis zu rufen. Als hätte ich mit dem Durchschreiten des Rathausportals ein unsichtbares Magnetfeld passiert, das meinen Erinnerungsspeicher an das gerade Gewesene restlos tilgte. Ich fuhr über die Schnellstraße nach Norden. Haus und Hof lagen in schläfriger Dunkelheit.

Erleichtert mit niemandem jetzt reden zu müssen, machte ich mir eine Flasche Rioja auf. Ich sah mein Spiegelbild im Küchenfenster an der Anrichte lehnen, das Rotweinglas in der Hand. Ich hörte ihre Stimme, konnte sie aber einfach nicht vor meinem inneren Auge sehen.

03

Mein Name ist Zoe, ich war die Stimme. Unsere Band machte ihre Sache ganz gut und ich gab mein Bestes obwohl ich kurz vor der Heiserkeit war. Der Loksuppen war für einen Donnerstagabend ganz gut besucht, unsere Einnahmen würden die Unkosten locker decken. Mir ging es in erster Linie überhaupt nicht ums Geld. Ich wollte einfach nur singen und Klavier spielen. Auf der Bühne musste natürlich ein Yamaha-Keyboard herhalten. Unserer Besetzung mit Schlagzeug, Bass, Keyboard und Gesang fehlte seit längerer Zeit der Gitarrist. Wir hatten immer mal wieder Gastmusiker, Freunde, die aushalfen wenn wir einen Auftritt hatten. Mein Lieblingsgitarrist ging, als er in die Fremde zog. Wenn wir uns sahen, zog ich ihn manchmal damit auf. Wir sahen uns immer seltener und dennoch hoffte ich, dass ich ihn als Freund nicht verlieren würde. Er hatte behauptet, dass er keine Zeit mehr zum Musikmachen habe, um sich ganz seiner Fotografie widmen zu können aber ich wusste, dass er ab und zu zur Gitarre griff und spielte. Nur für sich, vielleicht auch für seine beiden Kinder. So etwas kann man nicht aufgeben und hin und wieder besuchte er unsere Konzerte, wenn wir in der Nähe waren. Es ist irgendwie so schade, wie sich das ganze Leben veränderte. Manchmal wünschte ich mir, dass sich nichts mehr ändert und



ich mit den liebsten Freunden einfach so alt werden könnte. Ich mochte eigentlich gar keine Überraschungen, aber ich hatte es nie jemandem groß gesagt. Micha, mein Freund wusste es natürlich und eben Kilian. Wenn wir ein Konzert hatten und ich total nassgeschwitzt vorne am Mikro stand versuchte ich sein Gesicht zu finden in der dunklen Zuschauermenge. Wir hatten uns oft über eine Komposition gestritten, über eine Textzeile und ich hatte ihm auch schon mal in einem garstigen Moment musikalische Unfähigkeit vorgeworfen. Vielleicht ist das auch der Grund, warum er sich zurückgezogen hatte, um wenigstens eine Sache richtig zu machen. Er fehlte mir trotzdem immer. Wie gerne hätte ich es gehabt, dass er nach dem Konzert hinter die Bühne käme und das ein oder andere Lied loben würde. Ich wusste, dass er meine Arbeit und das Bestehen der Band weiter verfolgte. Wenn wir uns zum Essen in der Stadt trafen wusste er zumindest wo unsere letzten Auftritte waren, vielleicht auch aus purer Höflichkeit. War ja auch nicht schwer, wir hatten eine Webseite, die Micha pflegte, wir hatten einen Blog, wir waren auf Twitter und YouTube vertreten. Seit er gegangen war, hatte sich unsere Musik verändert. Es ist ein bisschen die Melancholie gewichen und der Beat ist härter und schneller geworden. Kilian hatte immer gesagt, dass sein Grundbeat der Rhythmus des Meeres ist, und der hat nun mal nur um die fünfundachtzig bis neunzig Beats in der Minute. „Das kannst du machen was du willst, da kann es stürmen wie es will. Es rollt immer im selben Tempo. Die Härte musst du anders erzeugen.“ Vielleicht hatte ich ihn damals nicht wirklich verstanden, wahrscheinlich bin ich mit Micha nur zu oft an den Bodensee gefahren und eben nicht ans Meer. Als wir dann endlich einen Urlaub am Meer buchten hatte ich versucht, die Bewegung des Ozeans zu begreifen, in mich aufzunehmen. Ich

empfand eine schöne Melancholie, mir fielen auch ein paar Akkorde und Harmonien auf dem Klavier ein, aber letztendlich habe ich es nie fertig gemacht. Das war einfach Killians Gebiet und ich sollte die Finger davon lassen. Dann sah ich ihn. Er prostete mir mit seiner Flasche Bier zu. Mein Herz machte einen kleinen Freudensatz und ich legte mich beim letzten Refrain mächtig ins Zeug.

„Ganz wunderbar! Ich bin leider etwas zu spät gekommen aber die letzten Nummern kannte ich noch nicht. Toll!“

„Danke mein lieber! Tut gut, dich zu sehen. Dass wir uns überhaupt einmal wieder sehen... Ich habe ja schon so manches Mal den Glauben daran verloren. Jetzt ist er ganz ein Landei geworden – so in der Art.“

Kilian musste lachen. „Bin ich ja vielleicht auch geworden. Es ist ein schöner Wechsel, wenn du in der Stadt zu tun hast. Diese ganze Hektik mit den Modells, ihren Agenten, die Zeitfenster werden auch immer kürzer am Set. Alle sind so ungeheuer wichtig.“

„Ich dachte du wolltest nur noch fotografieren, was dir in den Kram passt.“

„Will ich ja auch aber ich kann mich nicht ewig auf den Lorbeeren ausruhen. Zumal sie noch durch den plötzlichen Defekt einer 0815-Kamera verursacht wurden. Irgendwann fragt keine Sau mehr nach dir, dann bist du weg von der Bühne.“

„Ist das so wichtig?“

„Wenn deine Einnahmen von deinem Können abhängen – Ja!“

„Und der Künstler strebt natürlich nach unsterblichen Ruhm.“

Er grinste mich an. „Si!“

Er begrüßte Micha und wir drei standen wieder zusammen, als wären wir gestern erst auseinander gegangen.

„Schön dich zu sehen, du königlicher Hoffotograf! Was macht die Arbeit?“

„Hm“, Kilian schmunzelte- „Ich habe vor ein paar Wochen eine Serie für den Playboy Deutschland gemacht.“

„Ist nicht wahr!“

„Passt ja prima zum Meer und zu deinen Horizonten“, spottete ich. „Hast du den erweitern können? Kannst du da überhaupt ruhig arbeiten oder geht dir da nicht laufend einer ab?“

Kilian hob beschwichtigend beide Hände.

„Also erstens war mir das Miss November-Playmate viel zu dürr, zweitens bin ich ja nicht alleine am Set, sondern ich habe drei Beleuchtungsassistenten, eine für das Make Up und parallel dreht noch ein Team einen Minitrailer für das Web.“

Wir schauten uns unseren Freund belustigt an.

„Und des Weiteren fasse ich sie überhaupt nicht an sondern geben ihr nur ab und zu einmal eine Anweisung, wie sie besser stehen sollte.“

„So mit ganz vielen aaahhs und oohhs auf den Lippen?“

„Du hast es erfasst Babe!“

„Braucht ihr nächstes Mal noch einen Beleuchter?“

Ich boxte Micha in die Rippen. „Dann kannst du auch gleich da in Daueranstellung anfangen, wenn ich dir nicht mehr gut genug bin!“

„Das ließe sich einrichten Micha, wir brauchen noch einen für die aufrechten Nippel.“ Daraufhin bogen sie sich vor Lachen.

„Ihr seid alle beide solche Arschlöcher!“

Kilian legte mir seinen Arm um die Schultern: „Keine Sorge, dafür steht immer eine Schale mit Eiswürfeln parat. Das machen die schon selber.“

„Schade auch, nicht?“

Er zuckte mit den Schultern: „War ja auch dieses Mal nix dran. Trinken wir noch einen?“

„Gerne, mit Euch beiden trinke ich am liebsten“, sagte ich.

„Was hast du denn sonst so gemacht? Wie ist es zu Hause?“

Er öffnete mit dem linken Daumen den Bügelverschluss der Bierflasche, der sich mit einem lauten „Plopp“ absprengte.

„Zu Hause ist irgendwie wie immer. Ester glaubt, dass an jeder Hausecke der Tod in Form von irgendwelchen Schimmelsporen und Bakterien lauert. Ich baue meine Atelierscheune weiter aus und so oft ich kann fahre ich hoch an die Küste. Ich möchte gerne das Meer fotografieren aber irgendwie... ja anders. Ich kann noch nicht genau sagen wie. Ich stehe immer nur mit der Kamera am Strand, bin bepackt mit mindestens drei verschiedenen Objektiven und Stativ. Aber das ist es alles noch nicht. Ich will nicht das tausendste Foto vom Meer schießen, so wie du es überall sehen kannst. Stellt euch vor, als ich das letzte Mal an der Küste war – es hatte auflandig gestürmt – und ich war alleine am Strand, da merke ich plötzlich, dass ich nicht alleine bin. Über mir fliegt ein Storch! Er fliegt wie eine Möwe. Also er fliegt nicht. Er steht exakt im Wind, ohne Flügelschlag, so wie ich es eigentlich nur von den Möwen kenne. Das sah komisch aus, weil er so groß war und damit so filigran aussah, so zerbrechlich.“

„Ihr bekommt nochmal ein Kind.“

„Das wüsste ich aber!“

„Vielleicht ist der Storch ja von Möwen großgezogen worden“, überlegte Micha.

„Ach so, dann habe ich noch als Jurymitglied bei einem Fotowettbewerb mitgemacht. EINEN TAG AM MEER. Die Ausstellung könnt ihr bald im Rathaus bewundern. Das war's so im groben bei mir.“

Es wurde spät und ich fand, dass mein Freund, den ich so lange nicht mehr gesehen hatte einen sehr lebensfrohen Eindruck auf mich machte. Er war witzig und sprühte vor Energie und ich überlegte auf der Heimfahrt, dass ich ein bisschen seine melancholische Seite vermisst habe. Offensichtlich ging es ihm gut.

04

EIN TAG AM MEER war eine schöne Ausstellung. Sie zog sich durch das ganze Rathaus. Wir hatten ganze Arbeit geleistet wobei die Auswahl in der Jury noch der geringste Aufwand war. Die Fotoarbeiten mussten gerahmt werden, betitelt, die Nägel in der passenden Höhe in die Wände geschlagen werden. Der Bürgermeister und ein Teil der Mitarbeiter des Hauses hatten ihre Lieblingsmotive, die sie am liebsten neben ihrem Zimmer oder zumindest an der gegenüberliegenden Flurwand hängen haben wollten. Die Bilder, die nicht ihren Platz im Rathaus bekamen mussten trotzdem fotografiert und für eine Beamershow vorbereitet werden. Es sollten alle eingereichten Arbeiten gewürdigt werden. Ich fand das sehr unpassend und musste mir gelegentlich auf die Lippen beißen. Ich hatte hier zwar meinen festen Platz im Haus an zwei Tagen in der Woche aber eigentlich kein gewichtiges Mitspracherecht. Ich musste mich auch um die Einladungen kümmern und durfte keinen vergessen. In so einer Kleinstadt konnte das leicht zu schwerer Misstimmung führen. Den Fotografen Kilian Romer Stendal hatte ich gleich zuerst eingeladen und ich hoffte, dass er kommen würde. Auf jedes Jurymitglied warteten zwei Flaschen

Sekt in einer edlen Kartonage und ein Grußwort in Form einer Karte. Die offizielle Karte der Stadt, eine Radierung mit Blick über den Marktplatz auf das Rathaus von Johann Zuse. Ich fand diese Karte immer hässlich aber Zuse war einst Großindustrieller und erster Stadtrat gewesen. Das Motiv war einfach unpassend für eine Gemeinde, die sich touristisch modern geben wollte. Ich weiß nicht, was mich dazu trieb, ich entfernte seine Karte und legte ihm eine Karte mit einem Horizontmotiv in den Karton. Vor dem Horizont segelte ein Boot. Am liebsten hätte ich eine reine Horizontkarte gehabt, nur Meer und Himmel. Ich schrieb auf die Rückseite: DANKE! Mehr nicht. Kaum hatte ich seine Kiste wieder verschlossen und zu den anderen Präsentkisten gestellt überkam mich ein panisches Gefühl. Nicht so sehr, dass seine Kiste in die falschen Hände bei der Dankeslaudatio gereicht werden könnte, sondern vielmehr überkam mich ein Gefühl der Lächerlichkeit. Was wollte ich ihm damit sagen? Danke wofür? Ich hatte die meiste Arbeit alleine gemacht. Danke für sein Urteil, für seine Blicke, die auf mir ruhten hatten, die mich Stück für Stück abgemessen und abgeschätzt hatten? Sein Blick war wach und interessiert, das war mir gleich aufgefallen. Ich wusste es nicht und ich hatte auch keine Zeit meine Tat rückgängig zu machen. Frau Seidel schnappte sich alle Präsentkartons und deponierte sie auf dem Tisch hinter dem Rednerpult. Ich würde bei der Übergabe assistieren, ich würde ihm die richtige Kiste geben. Ich hatte sie oben rechts mit meinem Fingernagel eingeritzt.

Er kam recht spät zur Ausstellungseröffnung aber noch so rechtzeitig, dass der Bürgermeister ihm bei der Ansprache wohlwollend zunicken konnte. Er war alleine gekommen und er stellte sich ein wenig abseits an den rechten Rand der Zuhörer. Sein Blick suchte meinen. Beide trafen sich in der Mitte des Raumes, vor den Augen des Bürgermeisters. Gerne

hätte ich ihn von der Höhe des Podiums länger betrachtet, aber ich fühlte mich hier oben zu sehr im Fokus auch wenn ich zusammen mit Mitarbeitern des Hauses hinter dem Bürgermeister stand. Ich war die Größte, größer als der Bürgermeister. Er dagegen betrachtete mich ganz ungeniert aus der Deckung der Menschentraube heraus. Ich hatte das Gefühl seinen Blick zu spüren. Ich spürte sogar, dass er mich anlachte. Die Danksagung für das gute Gelingen dieser Ausstellung streifte den Halbkreis der Mitarbeiter in dem ich stand und wurde dann persönlich als die einzelnen Jurymitglieder nach vorne gebeten wurden. Er hatte ein schlichtes schwarzes Jackett an, eine schwarze Jeans und steckte in rot-schwarzen Schuhen, die aus einem Fell zu sein schienen. Sein grau meliertes Haar glänzte im Scheinwerferlicht. Schönes Parfum dachte ich und hielt ihm sein Geschenk entgegen.

„Ich danke Ihnen!“ Er nahm meine Hand und drückte sie, und klemmte sich dem Karton unter den linken Arm. Strahlend blaue Augen. Mehr konnte ich nicht denken, seine Hand fühlte sich warm, kräftig und gleichsam zärtlich an.

Die Ausstellung war eröffnet und in den Fluren und Etagen des Rathauses summt es wie in einem Bienenstock. Kilian Romer Stendal stand mit den anderen Juroren in einer Gruppe um den Bürgermeister und diskutierte scherzhaft und ungezwungen, wobei es so aussah, als ob er drei Konversationen parallel führen würde. Der letzte Lady-Di-Fotograf. Ich ließ mir am Buffet ein neues Glas Sekt einschenken und betrachtete unschlüssig die Canapés.

„Die mit Lachs passen am besten zu Ihrem Sekt.“ Er stand hinter mir und ließ sich ebenfalls ein neues Glas Sekt reichen.

„Ich habe gar nicht gewusst, dass wir mit einem Präsent bedacht werden. Auf die Ausstellung, das meiste ist ja wohl Ihr

Verdienst.“ Damit hielt er mir sein Sektglas zum Anstoß entgegen. „Was ist denn drin?“

„Lassen Sie sich einfach überraschen. Sind Sie schon durch das Haus gegangen?“

„Nein. Vielleicht hätten Sie Lust, mir die Ausstellung zu zeigen?“

„Gerne. Sie tragen da übrigens sehr interessante Schuhe. Wo kann man die kaufen?“

„Das war ein reiner Glücksgriff in New York.“

„So wie Ihr Foto von Diana Spencer.“

„Ja!“ Er musste lachen. „Nur mit dem feinen Unterschied, dass ich diese Schuhe bezahlen musste. Das Foto hat mir Geld gebracht!“

„Sie hätten sich doch davon sicher gleich mehrere dieser extravaganten Schuhe kaufen können.“

„Leider nein. Die Schuhe waren zuerst da.“

„Verstehe.“

Auf der Treppe zum ersten Stock gestand er mir, dass es die einzigen Schuhe dieser Art waren, die er besaß. Er würde normalerweise überhaupt nicht auffallen.

Ich glaubte ihm kein Wort.

05

Die Meeres-Ausstellung hatte mir gut getan. Ich war endlich wieder einmal in der Öffentlichkeit als Fotograf, wenn auch nicht mit meinen eigenen Arbeiten, so aber zumindest wieder im Gespräch. Ich war zu dieser Zeit an einem Punkt angelangt, an dem ich mir unbedingt eine neue Richtung als Fotograf, als Künstler geben wollte. Das letzte Foto von der Prinzessin der



Herzen brachte mir über Nacht sozusagen den Reichtum. Zum ersten Mal in meinem Leben brauchte ich nicht in der Monatsmitte schon mit ängstlichem Gefühl auf den Kontoauszug blicken. Das Foto wurde augenblicklich von den großen Zeitungen und Magazinen gekauft. Ich hatte das Ester zu verdanken. Sie hatte noch in der Nacht, nach dem Konzert, als die Meldung vom Unfalltod von Lady Diana durchsickerten sofort begriffen, wer uns da seine letzte Lebensfreude aus dem schweren, dunklen Mercedes entgegenjubelte. Wir hatten uns auf dem Weg zum Konzert etwas verlaufen und standen just in der Nähe der Unterführung, die anschließend in den Nachrichten gezeigt wurde. Ester erkannte sie und das Fahrzeugwrack sofort wieder. In den nächsten zwei Wochen strömten Tantiemen aus den Druckrechten auf mein Konto. Summen, die sicherlich nicht ein zukünftiges, arbeitsfreies Leben garantierten aber zumindest so viel finanziellen Spielraum gaben, dass ich zwei Jahre Zeit hatte nur das zu fotografieren, wozu ich Lust hatte. Auch der Kauf unseres kleinen Hofes war damit gesichert.

Und noch etwas anderes war mit mir passiert. Ich war einer Frau begegnet, die mich irgendwie faszinierte, von der ich aber so gut wie nichts wusste. Hatte sie die Karte mit dem Segelboot ausgesucht? Die Karte mit dieser langen Horizontlinie, nicht ganz klar sondern im sommerlichen Dunst eher wie zufällig vorhanden? Blasses Graublau. Ich lehnte die Karte auf meinem Arbeitstisch an die Wand. Vielleicht würde sie mich inspirieren. Inspiration hatte ich im Moment überhaupt nicht. Ein Blick auf die Uhr zeigte mir, dass ich meine Tochter gleich vom Klavierunterricht abholen musste und mich anschließend um das Abendessen zu kümmern hatte. Ester war auf einer Fortbildung. Das Familienleben schränkte die Qualität der

künstlerischen Freiheit sehr ein und ich war mir manchmal nicht ganz sicher, ob ich nicht einen grundsätzlichen Fehler begangen hatte mit der familiären Sesshaftigkeit. Wenn ich Mara und Paul dann sah war dieser Gedanke augenblicklich weg. Ich griff meine Jacke und die Autoschlüssel und nahm im Hinausgehen das Handy vom Sideboard. Es blinkte.

Eine neue Nachricht. Ich drückte auf: Anzeigen.

>Hallo, ich habe ihre/deine? Homepage gesehen und würde mich gerne spontan zu einem Atelierbesuch einladen. A.S.<

Ungläubig schaute ich auf das Display meines Handys. Wie lange war die SMS schon eingegangen? Gestern Abend. Ich fühlte mich geschmeichelt und im nächsten Moment ertappt: Hatte ich überhaupt etwas Vernünftiges vorzuweisen? Was hatte ich denn schon gemacht in dem vergangenen halben Jahr? Ganze zwei Mal war ich draußen gewesen um das Meer zu fotografieren. Genauer gesagt: um den Horizont zu fotografieren. Nicht wirklich etwas Vorzeigbares, zu vage, zu diffus. Ich war ja noch nicht einmal selber in der Lage, mir Rechenschaft über mein neues Projekt abzulegen. Wenn es denn überhaupt ein Projekt war. Ich las nochmals die Botschaft auf meinem Display. ...würde mich gerne zu einem spontanen Atelierbesuch einladen. Das war ja irgendwie schon etwas dreist. Ich musste grinsen. So viel Mut hätte ich ihr gar nicht zugetraut.

Als die Kinder später im Bett waren holte ich mein Handy, öffnete das Nachrichtenfach und las noch einmal die SMS. Ich ging auf: Antworten und tippte: >Danke für die Blumen! Das Atelier ist augenblicklich im Chaos. Dauert noch eine Weile, bis Besuch kommen darf.< in mein Handydisplay.

Sie sollte sich ein wenig gedulden. Ich hatte ja wirklich nichts Großartiges zu zeigen. Bis auf zehn Fotoarbeiten, auf denen man mehr oder weniger den Horizont erahnen konnte gab es

nichts Aktuelles. Das letzte halbe Jahr hatte ich mit dem Ausbau meines Ateliers verbracht. Ich wollte wieder zurück zu den Wurzeln der Fotografie und richtete mir eine große Dunkelkammer ein. Dafür musste ich eine Wand abtragen, die Decke vorübergehend vor dem Einstürzen sichern und dann Schritt für Schritt wieder alles statisch zusammenfügen. Im oberen Teil, mit Blick auf den kleinen Garten richtete ich mir eine kleine Einliegerwohnung ein, eine kleine Wohnküche mit Bad und einer Ecke für das Bett unter der Dachschräge. Ester ließ das ganze ziemlich kalt oder sie ließ sich nichts anmerken. Meine Abgrenzungsversuche waren offenkundig. Ich redete mir ein, dass ich, wenn die neue Dunkelkammer erst einmal betriebsbereit sein würde, so lange im Ateliergebäude verweilen würde, dass ich auch am besten gleich drüben schlafen sollte, um Ester und die Kinder nicht zu wecken.

Weil ich viel Platz zum Arbeiten benötigte, war eine Stadtwohnung für uns von vorneherein ausgeschlossen gewesen. Die Mieten waren überhöht, an ein Haus- oder Wohnungskauf war gar nicht zu denken. Da, wo sich Hase und Igel Gute Nacht sagen, fanden wir ein Bauernhaus mit einer kleinen Scheune für relativ wenig Geld, allerdings auch mit einem Maximum an Arbeit. Ester arbeitete als Logopädin in einer Gemeinschaftspraxis, die alle möglichen Kinderkrankheiten behandelte. Manchmal fragte ich sie spöttisch ob es für das „Auf-die-Bäume-klettern“ auch schon ein Syndrom gäbe, das AdBk-Syndrom. Lange Zeit musste ich neidlos anerkennen, dass sie als Teilhaberin dieser Praxis den Löwenanteil unserer Finanzen verdiente. Mit kranken Kindern ließ sich gutes Geld verdienen. Auch mit den gesunden und den permanenten Bedenken der Mütter. Ein florierender Markt, der sich durch allerlei Foren im Internet ständig zu neuen

Hiobsanalysen und wissenschaftlich empfohlenen Vorsorgen potenzierte. Die vergangenen vierzehn Jahre unserer Ehe betrachtend muss ich sagen, dass wir uns diametral auseinander bewegten. Der Multimediale Hype und die ständigen Sorgen moderner Eltern entwickelten sich für Ester und ihre zwei Mitstreiter, eine Heilpraktikerin mit Gongtherapieausbildung und einem Yoga-Ergotherapeuten zur Goldgrube. Das Volk war allem Anschein nach ganz versessen auf alternative Heilung und Erfahrungsaustausch. Ester ging in ihrer Praxis auf.

Meine einzige Verbindungsleine zur Außenwelt war ein dünner Telefondraht, der von unserem Wohnhaus quer über den Hof zur Atelierscheune gespannt war. Bei Sturm bekam er ein Eigenleben. Er schwang sich in einer bauchigen Linie um die eigene Achse, in einem solch rasanten Tempo, dass ich jedes Mal um sein Reißen fürchtete. Natürlich hatte auch ich einen Internetanschluss und eine Flatrate und ein Handy mit großem Display. Und ich hatte bereits das gesamte Rathauspersonal nach ihr auf der Homepage der Stadt durchforstet. Ich fand sie nicht.

Ich hütete mich in irgendwelchen Fotozirkeln oder anderen Foren zu surfen. Je mehr Alles überall und sofort zu haben war, und jeder ungefragt seine Meinung kundtat, umso größer wurde mein Verlangen nach dem Einfachen, dem Wahren. Ob gut oder nicht – war mir egal. Schlichtheit war meine Devise.

Mit dem Wunsch nach einer Dunkelkammer, so wie ich sie als vierzehnjähriger Junge hatte – natürlich jetzt weitaus komfortabler – beschloss ich auch gleichzeitig die Farbe weitestgehend aus meiner Arbeit zu eliminieren. Ich wollte ein Schwarz-Weiß-Labor haben und das hieß des Weiteren Rückkehr zum herkömmlichen Zelluloidfilm. 36 Millimeter und Mittelformat.

Und wenn ich noch weiter über unsere Ehe nachdachte, dann gelang es uns auch nicht wirklich Interesse für die Tätigkeit des Partners zu entwickeln. Ester bekam meine Arbeit eher beiläufig mit, wenn sie kurz die Tür öffnete und sich zu irgendeiner Besorgung verabschiedete. Die Abzüge und Ausdrucke, die vorne auf dem ersten Tisch lagen fielen zwangsläufig in ihr Blickfeld, animierten sie aber nie, einen Moment zu verweilen um sie genauer zu betrachten. Wir lebten uns ganz langsam auseinander, vereint durch ein gemeinsames Dach über dem Kopf mit getrennten Schlafzimmern und zwei Kindern, die das Leben und die tägliche Kommunikation ganz für sich beanspruchten. Wir hatten auch verlernt uns gegenseitig zu fragen, wie der Tag war. Wie war dein Tag? Den inflationären Zusatz „Schatz“ konnte man ja getrost weglassen nach über vierzehn Jahren. Meret und Lukas, Freunde von Ester, setzten dieses Wortfüllsel in jedem Satz ein und war er noch so banal. „Ich muss mal eben aufs Klo, Schatz.“ Wobei der Schatz durch eine kleine Pause noch hervorgehoben wurde. Dabei wurde sich jedes Mal im Vorbeigehen angefasst. Ich sagte Ester, dass sie das nach bald vierzehn Ehejahren von mir nicht mehr erwarten könne. Ich sei schließlich nicht mehr frisch und jung verliebt. Das Zusammensein hätte in diesem Stadium andere Qualitäten bekommen. Ich bräuchte kein Abziehbild der jungen Befindlichkeit herbeireden. Über die neue Qualität war ich mir leider überhaupt nicht im Klaren, vielleicht wir beide nicht. Das Handy signalisierte den Eingang einer neuen SMS.

>Na, was macht der Künstler heute so? Lg A.S.<

Gute Frage. Sollte ich Nachdenken schreiben? Dann käme sicher postwendend die Frage: Worüber?

Ich tippte mit dem linken Daumen auf die Antworttaste und tippte: >Nachdenken!< In mein Handy.

Ich hatte es noch nicht aus der Hand gelegt als

>Worüber?<

auf dem Display erschien. Was war das – eine virtuelle Unterhaltung? War das jetzt ein Chat? Gefiel mir irgendwie. >Horizonte< log ich. War ja nur für den exakten Moment gelogen, ich dachte ja irgendwie schon über mein Horizonte-Projekt nach, wenn auch bisher ohne jedes Ergebnis.

>Deinen – oder den des Meeres?< vibrierte es aus dem Handy. Clevere Frage. War das nun einfach so gefolgert, aus der Antwort heraus, war es ein Hinweis auf die Karte oder hatte sie mich als nachdenklich empfunden? Mein Daumen bewegte sich über die Touchscreen meines Handy und tippte >Beides!< und senden. Na was jetzt? Gespannt blickte ich auf mein Handy, das vor mir auf dem Tisch lag.

Pling.

>Schöne Antwort<

Zwei banale Worte und dennoch machte sich ein warmes Wohlbehagen in mir breit. Ich hatte das Gefühl, wir hätten einen Moment lang einen gleichen Nerv getroffen, als hätten wir tatsächlich miteinander geredet. Mein Blick fiel auf meinen dünnen Telefondraht, der in leicht bauchiger Haltung die allgemeine Verbindung quer über den Hof und mit der Außenwelt war. Der Gedanke, dass er reißen könnte sorgte mich jetzt nicht mehr so sehr. Ich konnte auch anders, und offensichtlich wurde ich verstanden.

06

Als ich an diesem Morgen aufwachte hatte ich das Gefühl ein besonderes Ereignis hätte von mir Besitz ergriffen. Irgendetwas war mit mir passiert, stimmte mich positiv und ließ mich den

Tag voller Tatendrang beginnen. Wenn ich also in nicht allzu weiter Ferne jemanden in meine Denkhöhle einladen wollte, musste sie endlich fertig werden. Ich setzte mich am meinen Schreibtisch, fischte mir ein Blatt Papier aus dem Stapel und notierte der Reihe nach:

Atelier fertig bauen

Ans Meer fahren und fotografieren

Das Leben genießen

Um letzteres machte ich einen großen Kringel mit dicken Ausrufezeichen. Im Geiste ergänzte ich: Sie wieder sehen. Ich stand auf, griff mir einen Zollstock und durchschritt in großen Schritten meine Räume. In welcher Unordnung ich bisher gearbeitet hatte! Der Schreibtisch, vorne neben der Tür, er kam mir wie ein Hindernis vor, eine Barriere, die einem den Zugang zum Atelier eher versperrte. Ich schob ihn zur Seite und drehte ihn um neunzig Grad. Licht bekam er so immer noch genug durch die Fenster zum Hof. Das Atelier war früher eine Tischlerwerkstatt gewesen. Der Staub der Vergangenheit müsste für meine Zwecke endlich aus den Räumen. Ich würde alles mit weißer Farbe neu anlegen. Hell und freundlich. Mitten drin stellte ich mir meine Dunkelkammer vor, als Raum im Raum. Ein farbiger Kubus, an dessen Außenwände die neu entwickelten Abzüge hängen könnten. Ich notierte mir „Gallerieschienen“ auf einen Zettel. Kein Kubus, die Dunkelkammer könnte gleich bis ins Dachgeschoss gehen. Im oberen Teil könnten die Negative und die Kameras lagern. Das wäre bestimmt staubdicht. Ich würde ein Schrank- oder Regalsystem benötigen. Ich ging über den Hof ins Wohnhaus und suchte die Kindermalkreide mit der Mara und Paul an schönen Sommertagen den ganzen Hof bemalen. Mit einem zigarrendicken gelben Kreidestück in der Hand kehrte ich

zurück in die Werkstatt und begann Linien auf den Boden zu malen. Von hier bis hier, die erste Wand. Hier den Trockenarbeitstisch für die Fotopapiere, hier das Vergrößerungsgerät, gegenüber den Nassbereich für Entwickler, Stoppbad und Fixierbad. Das anschließende Wässern der Abzüge könnte in einer großen Badewanne erfolgen. Sie könnte unter der Arbeitsfläche für die Schalen stehen. Ich teilte meinen Werkstattboden in immer weitere Abschnitte ein wie die Flurstücke auf einem Katasteramt. Der Gedanke gefiel mir. Ich stellte mir vor mithilfe von Google Earth vom Weltall auf die Erde zu fliegen, dann würde sich die große Stadt herauskristallisieren, ich würde etwas nach Osten schwenken. Aus den Feldern würde sich ein Dorf erheben, eine Kirche, Dächer und Höfe, dann würde ich meinen Hof und meine Dächer entdecken, von oben auf sie zu stürzen, durch das Dach der Werkstatt die nächsten Felder entdecken. Tische, Papiere, die Wände und darin wieder Tische auf denen kleinere Schalen standen, in denen sich gerade ein Schwarzweißfoto entwickeln würde. Ganz sachte, behutsam im Entwicklerbad von einem Rand der Schale zum anderen Rand schaukeln würde, und ich sähe einen Strich, eine Trennlinie namens Horizont und darüber die Unendlichkeit der Weite. Genauso musste es sein!

Ich ging zum Schreibtisch, griff zum Handy und öffnete das Nachrichtenfach, den letzten SMS-Eingang und ging auf Antworten: >Was sähest du, wenn du aus dem Weltall (mit Google Earth) zu dir fliegen würdest?< Senden. Ich legte das Handy zurück auf den Tisch. Danach griff ich mir den Kalender, der über dem Schreibtisch an der Wand hing und plante einen Ausflug ans Meer. Ein langes Wochenende für die ersten Fotos. Hinfahren, sehen, auf den Auslöser drücken, nicht lange überlegen. Spontan wollte ich sein. Spontan in Schwarzweiß. Vielleicht



würde sich eine Bootstour ergeben, um den Horizont von allen Seiten sehen zu können. Ester kam auf den Hof gefahren. Sie stieg aus, hängte sich ihre große Tasche um die rechte Schulter und überquerte den Hof. In der Tür meines Ateliers blieb sie stehen. Sie schaute auf den Betonboden mit seinen Linien und Mustern und sagte: „Kannst du bitte die Wasserkästen aus dem Auto holen, sie sind mir zu schwer.“

„So? Wie sind sie denn da rein gekommen?“ Während ich die Heckklappe ihres Wagens öffnete fragte ich sie: „Was würdest du sehen, wenn du aus dem Weltall zu dir fliegen würdest?“ Sie schaute mich fragend an. „Also mit Google Earth, weißt du wenn du dich so runterzoomen kannst.“ Sie zuckte mit den Achseln. „Da kann ich mich doch gar nicht sehen.“

„Na, wenn du könntest.“

„Weiß ich nicht. Mein Haus vielleicht.“ Dann öffnete sie die Tür zum Wohnhaus und drehte sich noch einmal um. „Heute Nachmittag fahre ich mit den Kindern zum Sportladen. Sie brauchen neue Fahrradhelme und Mara einen Skihelm, wenn sie diesen Winter mit mir nach Ischgl fährt.“

„Die Fahrradhelme sind doch noch gut. Sie können sogar beide noch reinwachsen.“

„Nein. In der Praxis haben sie heute auch gesagt, dass man diese Helme auf keinen Fall in feuchten Räumen und nur bei Zimmertemperatur lagern soll.“

„Ester! Unser Heizungskeller ist nicht feucht. Auf keinen Fall feuchter als tausend andere Keller in dieser Republik.“ Ich trottete hinterher, in jeder Hand einen Wasserkasten. „Und dann darfst du auch mit einem Helm nicht in den Schnee. Der ist nämlich nass und kalt!“ Mich beschlich abermals der Gedanke, dass die Kindheit früher einfach wunderbar und simpel gewesen ist. Es gab drei Sorten Fahrräder. Normale,

Rennräder und Bonanza-Räder und die Keller waren so wie sie eben waren. Ich hatte es aufgegeben mit Ester über den Zustand unserer Häuser zu diskutieren. Beide Häuser hatten ein Sockelgeschoss aus rotem Sandstein. Die Häuser haben hier seit Menschengedenken Mauern aus rotem Sandstein. In der Garage und dem Heizungskeller, der früher einmal ein Stall gewesen war hatte die Wände in Bodennähe leichte Ausblühungen von Salpeter. Für Ester war das eindeutig feuchter Schimmel. Robert, unser Architektenfreund, der Heizungsinstallateur, der Schornsteinfeger und selbst der Gutachter, den wir wegen eines Dachproblems konsultiert hatten attestierten unseren Häusern keinen Schimmel, sondern einfache, übliche Salzausblühungen. Typisch eben. Ester war nicht lernfähig. Sie parkte ihr Auto nicht mehr in der Garage, weil sie davon überzeugt war, dass die Schimmelsporen durch die Lüftungsschlitze und die Karosserie in das Innere ihres Wagens krochen und die Kinder krank machen würde. Ich stellte mich darauf ein, dass ab dem Abend wohl blitzblanke neue Fahrrad- und Skihelme auf dem Fußboden im Flur oder sogar im Wohnzimmer vor der Heizung liegen würden. Was ein Wahnsinn. Auf dem Rückweg in meine Werkstatt fiel mein Blick auf ihr Auto. Das Innere glich eigentlich mehr einem rollenden Mülleimer. Alte steinharte Brötchenreste zwischen den Kindersitzen, auf dem Beifahrersitz Handtücher von Massagesitzungen, die schon ein halbes Jahr zurücklagen, Brigitte-Zeitschriften vom letzten Sommerurlaub im Fußraum einschließlich des Sandes auf den Matten. Dieses Auto hatte schon lange keinen Staubsauger mehr gesehen. Dieses Auto war der reinste Hustenreiz!

Mein Handy blinkte.

>Hola. Ich würde im Sturzflug auf die Felder dieser Erde sinken, auf das Raster der Stadt, auf meine Straße zufliegen, auf die kleinen Dachziegel

stoßen, den Kopf durch das Dach stecken und mich auf dem noch kleinteiligeren Parkett sitzen sehen. Vielleicht würde ich zu mir hochsehen und mir dem Laptop hinhalten, damit ich ins Display eintauchen und gleich wieder von neuem losfliegen kann. Ich würde in einer großen Kreisbahn immer wieder zu mir in meine kleine Burg fliegen.<

Ich antwortete: >Ist doch ein toller Gedanke, sich selbst besuchen zu können.<

PIing: >Man würde vielleicht immer etwas Neues bei sich entdecken!<

>Ich werde mir einen Raum im Raum bauen.<

>Dann kannst du mal drinnen und mal draußen vor der Tür stehen ☺ Meine kleine Burg ist leider dafür zu klein.<

>Wo wohnst du denn?<

>Ganz in der Nähe, wo du einmal gewohnt hast ☺<

Ich stutzte. Woher wusste sie wo ich gewohnt hatte? Offensichtlich hatte sie sich meine Biografie auf meiner Internetseite genauestens angesehen.

>Was ist? So still!<

>Hast aber sehr genau hingesehen, was? Seit wann wohnst du denn dort?<

>Seit 2003.<

Sie zog hin, als ich wegzog. Wir sind leider aneinander vorbei gelaufen. Wie alt sie wohl war? Ich wusste überhaupt nichts von ihr, aber das schien sich ja gerade ein wenig zu ändern.

07

Ich bestellte mir ein neues Handy. Eines bei dem jeder Buchstabe seine eigene Taste hatte. Für den Erwerb eines iPhones war ich zu geizig. Außerdem gefielen mir die Geschäftspraktiken von Apple in keinster Weise. Ich wollte so undurchsichtig wie irgend möglich bleiben. Zumindest einen Rest meiner Glasfläche für die Augen des Big Brother im

Trüben lassen. Ich trat aus dem Mobilphone-Shop in die Vormittagssonne und schlenderte durch die Straßen. Ich blickte kurz zum hellblauen Himmel auf, es wäre ein idealer Tag für einen Flug aus dem All zum eigenen Ich. Zeit zu haben war etwas wunderbares, beinah göttlich. Ich verwarf diese himmlische Anspielung rasch – das ging ja nun doch zu weit – und lenkte meine Schritte in die nächstbeste Buchhandlung. Der Geruch von tausenden ungelesenen Büchern strömte mir entgegen. Ich umrundete den Tisch mit den Neuerscheinungen und ließ meine Hand nur nach den schönen Umschlagsbildern greifen. Krimis pflegte ich nicht in die Hand zu nehmen. Ich mochte keine Fantastereien um Mord und Totschlag. Ein Buch mit einem Foto eines Wattfahrwassers auf dem Cover zog meine Neugier auf sich. JASPER, der Autor Nils van Nissen war mir gänzlich unbekannt. Ich überflog den Klappentext. Ein junger Mann, der geistig unterbelichtet, zur Reise seines Lebens aufbrach. Mit einem Boot, gebaut aus Zeitungspapier. Ich zog es in die engere Wahl. Mein Handy vibrierte in meiner Tasche.

>Guten Morgen. Einen lieben Gruß zwischendurch.<

Ich legte den behinderten Bootsbauer zur Seite und antwortete:

>Dir auch. Stöbere gerade im Buchladen nach Ideen.<

PLing: >Wäre gerne bei dir, mitstöbern.<

>Das wäre wunderbar!<

Offensichtlich war damit die Konversation zu Ende. Ich griff mir wieder den „Jasper“ und trat auf eine Verkäuferin mittleren Alters zu. „Können Sie mir etwas zu diesem Buch sagen?“

„Oh ja. Wenn Sie das Meer lieben und den Gang der Dinge mit Ruhe wahrnehmen und genießen können, dann sollten Sie dieses Buch unbedingt lesen.“

„Danke.“ Das klang gut.

„Wenn sie generell an Literatur über und um das Wasser interessiert sind, wir haben im ersten Stock in der Sportabteilung einige Regale über das Segeln und das Meer.“

„Das klingt wunderbar. Haben Sie nochmals vielen Dank.“ Ich stieg die Treppe hinauf. Das Regal war ganz hinten im letzten Eck. Ich betrat Neuland. Whitebread Race, Volvo Ocean Race, Allein auf unmöglichem Kurs, Rolo Gebhard, Éric Tabarly – Ein Seglerleben. Ich griff danach und klappte es wahllos mittendrin auf. Mir blickte ein energischer, junger Mann entgegen, der gerade alleine ein Rennen über den Atlantik gewonnen hatte. Er war ganz offensichtlich von den Strapazen gezeichnet und dennoch umgab ihn eine Aura des Besonderen. Nicht Sieger, mehr der Blick eines Mannes, der die unendlichen Weiten genossen und durchlebt hatte. All seine Boote hießen „Pen Duick“, der bretonische Name für die Kohlmeise las ich. Ich klemmte mir auch dieses Buch unter den Arm. Während ich die Treppe wieder hinunter ging und mich zur Kasse begab keimte in mir die erste vage Vermutung auf. Ich machte einen Fehler, wenn ich den Horizont immer nur von Land, vom Strand oder den Dünen aus betrachtete. Ich müsste hinaus aufs Meer. Die halbwegs natürlichste Art sich auf dem Meer fortzubewegen schien mir ein Segelboot zu sein. Es nutzte das, was da war um voran zu kommen. Wind. Und das war bestimmt wunderbar.

Auf dem Rückweg fuhr ich zu einem Baumarkt und legte dem Mitarbeiter in der Abteilung für Bauelemente meine Liste vor. In fünf Tagen würde ein Lieferwagen das Baumaterial für mein Haus im Haus an der Bordsteinkante abladen. Genug Zeit um die diversen Digitalkameras, Notebooks und das Archiv staubfest zu verpacken. Meine alten analogen Spiegelreflexkamera und die dazugehörigen Objektive ließ ich draußen. Ich war in blendender Stimmung. Die Arbeit war

angepeilt und bestellt jetzt fehlte nur noch eines. Ich fischte mein Handy aus der Tasche und schickte >Ich kann zwar im Moment keinen Gast empfangen. Ich kann aber in die Stadt kommen.< raus ins Netz der tausend Möglichkeiten, Erwartungen und Wünsche. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten:

>Ich wollte am Samstag in die Seurat-Ausstellung gehen. Gehst du mit? A.S.<  
Was für eine Frage! Zugegeben Seurat zählte nun gar nicht zu meinen Favoriten

>Sehr gerne!<

Ich war über mich selber überrascht, wie einfach, wie natürlich dieses Treffen plötzlich Realität zu werden drohte. Diesen Samstag. Ich hatte ein Rendezvous. Das erste nach bald vierzehn Jahren. Was machte ich da? Ich ging ins Bad und betrachtete nach dem Pinkeln mein Spiegelbild. „Was machst du da?“ fragte ich mich laut. „Du machst nichts außer einen netten Tag zu verbringen und dich angeregt über Kunst zu unterhalten. Vielleicht schlägst du dir noch den Bauch mit einem Stück Kuchen voll.“ Ich sah an mir runter, das Spiegelbild auch. Besser kein Kuchen, besser nicht und ich überlegte, ob ältere, eitle Männer nicht unheimlich zum Kotzen sein könnten.

08

Ich war eine halbe Stunde zu früh im Museum und nutzte die Gelegenheit mich im Museumbuchladen umzusehen. Ich suchte Künstler, die sich mit Wasser beschäftigten. Es gab keine oder ich suchte zu halbherzig. Als ich mich gerade ins Foyer begeben wollte kam sie mir entgegen.

„Guten Morgen Herr Stendal“. Diese Stimme!

„Guten Morgen Frau...ich weiß noch nicht einmal deinen Namen!“

Sich lachte. „Herrenkind.“

Was für ein Name. „Guten Morgen Frau Herrenkind. A.S. steht für Anna und...?“

„Anna Sophia. Ohne Bindestrich. Wollen wir?“

„Wir wollen! Ich hoffe, dass es nicht zu voll ist. Liebst du Seurat?“

„Ich habe mit meinen Schülern gerade im Stil des Pointilismus gemalt. Da wollte ich mir einmal das Original ansehen.“

„So! Du bist also Lehrerin!“

„Leiterin eines Berufsbildungswerkes um genau zu sein.“

Wir stellten uns an der Kasse an. „Ich habe dich bei dieser Ausstellungssache für eine Sekretärin gehalten. Verzeih' mir.“

Sie lachte so herzlich, dass sich einige Besucher nach ihr umdrehten.

Ich lud sie ein, reichte ihr das Ticket und wir gingen zu den Schließfächern.

„Was hast du dann im Rathaus zu tun?“

„Das ist ein Projekt, begrenzt auf ein Jahr. Wir arbeiten mit den städtischen Gemeinden und Kreisverwaltungen zusammen. Wir wollen im Verwaltungssektor unser Ausbildungsangebot breiter aufstellen.“

Ein Blitzlicht zwischen den Schließfachreihen raubte uns für Sekunden die Sicht.

„Hey! Die haben mich fotografiert!“

„Wer?“ ich begriff gar nichts.

„Die da!“, und sie zeigte auf zwei junge Burschen, die gerade die Treppe hinunter liefen.

„Vielleicht Kunststudenten bei einer Projektarbeit.“, scherzte ich. „Die haben unbedingt ein schönes Herrenkind gebraucht.“

Ich konnte die Jungs verstehen. Sie sah hinreißend aus.

Bei Seurat herrschte ein so großes Gedränge, dass wir uns die Bilder im Schnelldurchgang ansahen. Er zählte auch nicht zu ihren Lieblingsmalern. Wir begaben uns in ein Café unweit des Doms und bestellten zwei Milchkaffees. Es war wiederum sehr voll und wir ergatterten die letzten Sitzplätze auf einer Behelfsbank nahe dem Eingang. Sünderbänkchen kam es mir in den Sinn. „Ich würde gerne noch mehr sehen, wenn ich schon einmal in der Stadt bin. Die Kunstabsolventen haben, soweit ich weiß, dieses Wochenende Tag der offenen Tür.“

„Schön dass du das sagst. Das wollte ich dir auch vorschlagen!“ Sie schaute mich mit ihren großen braunen Augen an, kramte ihr iPhone aus der Tasche und surfte durch die Adressen der Stadt.

„Ich habe gelesen, dass nicht nur in der Kunsthochschule ausgestellt wird. Ich hab's gleich.“

Was der offensichtliche Altersunterschied doch ausmacht, dacht ich mir. Diese Selbstverständlichkeit alles über das Handy zu regeln war mir etwas fremd.

„Warum bist du eigentlich kein Maler geworden?“

„Wäre dir das lieber?“

„Nein, vielleicht ist da ja auch gar nicht so ein großer Unterschied.“

„Ich habe zum vierzehnten Geburtstag eine Dunkelkammerausrüstung bekommen. Da war's dann um mich geschehen.“

„Ich habe auch eine. Aber nicht hier“, sie schaute mich lachend an, „auch auf dem Lande.“

„Du hast einen Zweitwohnsitz?“

„Denk mal an. Ich wäre um ein Haar verheiratet gewesen. Von der Stadt raus aufs Land mit glücklichen Kühen drum herum. So der ganz gewöhnliche Klassiker halt.“



„Lass mich raten: Du hast ihn rausgeschmissen, seine Wohnung übernommen und seit dem bist du eingetragene Großgrundbesitzerin.“

„So ähnlich. Das Haus gehört mir. Mich überkam plötzlich die Panik, dass das Leben dann langweilig wäre. Weißt du was ich meine?“

„Ich denke schon.“

„Und du?“

„Volltreffer!“

Sie schaute mich erwartungsvoll an.

„Genau so, nur dass der Wegzug aus der Stadt einzig und alleine dem Platzbedarf des Fotografen geschuldet ist. Hier waren die Mieten einfach unbezahlbar.“

„Braucht man denn als Fotograf so eine Menge Platz?“

„Nicht wirklich, da hast du recht. Ich wollte damals noch mehr.“

„Jetzt machst du mich aber neugierig.“

Wir zahlten. Dieses Mal lud sie mich ein. Mein Handy klingelte. Zoe stand auf dem Display.

„Geh doch ran.“, ermutigte sie mich.

Ich entschuldigte mich, „Ja!“

... „Nein ich bin in der Stadt.“

...

„Nein nicht alleine. Ich war bei Seurat, d.h. wir. Jetzt gehen wir rüber zum Tag der offenen Tür zu den Städelschülern.“

...

„Ja. Ich rufe dich an. Tschüss!“

Ich schaltete das Handy aus und steckte es weg.

„Tut mir leid. Eigentlich mache ich das Handy immer aus, wenn ich einen wichtigen Termin habe.“

„Aha! Ich bin also ein wichtiger Termin!“ Sie hakte sich bei mir unter und wir schlugen den Weg zum Fluss ein. Die Kunsthochschule lag am südlichen Ufer.

„Wäre dir Date lieber?“

Sie zuckte mit den Schultern. „Deine Frau?“

„Nein. Das war mit der Grund, warum ich etwas mehr Platz benötigte. Das war eine langjährige Freundin von mir. Wir haben früher zusammen Musik gemacht. Sie am Klavier, ihr Freund Micha am Bass, dann einen Schlagzeuger und die Gitarre war ich. Wir waren ziemlich gut. Ich habe eine kleine Gitarrensammlung und wollte mir ein kleines Tonstudio einrichten. Eigentlich mehr um meine Fotoarbeiten und Videosachen selber zu vertonen. Aber soweit bin ich dann doch nicht gekommen. Kann ja noch werden.“

„Wie alt bist du denn?“

„Hast du so schlecht gegoogelt? 45.“

Wir bogen schweigend in den Fußweg unter den Platanen ein, der parallel zum Fluss verlief.

„Kennst du Blue et Noir?“

„Natürlich! Das war deine Gruppe? Wahnsinn. Dann hast du eben mit Zoe van Fehn telefoniert.“

„Oui!“

„Warum hast du aufgehört?“

„Ich dachte es wäre sinnvoll mich auf eine Sache richtig zu konzentrieren. Bald darauf fuhr ja die königliche Karosse an mir vorbei und dann ging das Fotografenleben los.“

„Bist du verheiratet?“

„Ja, auf dem Papier, aber eigentlich leben wir in zwei nebeneinanderstehenden Häusern.“ Ich war froh, dass sie mich im Moment nicht weiter über meine Ehe ausfragte, aber ich war sicher, dass würde noch kommen.

>Was für ein wunderschöner Tag. Danke!<

>Dito! Habe ihn auch sehr genossen<

Ich war mit dem Tippen kaum fertig da brummte mein Handy abermals in meinen Händen.

>Die Patronenhülse hat einen Ehrenplatz.<

Ich schaute auf das Display meines Handys. Was konnte ich noch hinzufügen? Die nächste Meldung ging ein.

>Schicke mir ein paar Wellen, wenn du an der Nordsee bist!<

>Am liebsten das ganze Meer.< antwortete ich.

>Ich würde so gerne mitkommen!<

Das ging leider nicht, ich plante in der nächsten Woche mein Horizontprojekt in Angriff zu nehmen.

Ich rief Zoe an.

„Mit wem treibst du dich denn rum?“

„Mit einer Frau deren Wellen auf wundersame Weise den meinen entsprechen.“

„Junge, Junge, das klingt nach mehr!“

„Abwarten, ich lerne sie ja gerade erst kennen.“

„Ich kenne dich! Ich höre deiner Stimme an, dass du gerade den Bodenkontakt verlierst. Ist sie jung? Jung und schön?“

„Einfach umwerfend!“

„Schöner als ich, so so!“

„Hey, unsere Zeit ist lange um.“

„Ja“, seufzte es in der Leitung. „War ´ne schöne Zeit mit dir.“

„Was ist denn so umwerfend an ihr, außer ihrer Jugend und Schönheit?“

„Ich habe das Gefühl, sie denkt wie ich, liebt die gleichen Dinge, das Meer. Sie inspiriert mich, schleppt mich in

Ausstellungen und Bars, die ich nicht kannte. Sie ist so natürlich, nichts Aufgesetztes.“

„Dich hast’s ja richtig erwischt!“

„Nun mal langsam. Aber wir geben uns sehr schön das Wort. In der Kunstakademie hat ein Meisterschüler so eine Installation mit Patronenhülsen gemacht. Der ganze Boden war damit übersät. Wir haben uns jeder eine gegriffen und später in der „Paris Bar“ haben wir uns gegenseitig einen zusammengerollten Zettel in die Hülse gesteckt mit einem Wunsch oder besser einem Gedanken.“

„Und?“

...

„Früher hättest du es mir erzählt!“

„Hör auf zu maulen. Ich fahre nächste Woche ans Meer, nur mit meiner alten Kamera und Schwarz-Weiß-Filmen.“

„Schön, dass du wieder ganz für dich arbeitest. Ich beneide dich.“

„Warum. Bist du nicht glücklich?“

„Ach Glück... was weiß ich schon, was das ist. Ja doch soweit geht’s. Ich will ja immer noch ein Klavierstück über das Meer schreiben. Vielleicht werden mich ja deine Fotos anregen. Viel Erfolg mein Lieber!“

Wir legten auf. Ich ging über den Hof ins Wohnhaus. In Esters Büro waren sämtliche Reiseführer und Karten, die wir im Laufe der gemeinsamen Urlaube angeschafft hatten, im Regal. Ich griff mir Ostfriesland, Schleswig-Holstein und die Holländische Küste und ging wieder rüber in die Atelierscheune. Eigentlich war es doch total egal wohin. Nur nicht in die Ostsee, für mein Empfinden war sie kein richtiges Meer, keine Gezeiten, kein Salz im Wasser, nur Brackwasser. Ich legte die Reiseführer neben das Tabarly-Buch und den Jasper-Roman. Wohin fahren

um das Meer zu sehen, um den Horizont in seiner ganzen Länge zu erleben?

Das Handy meldete sich wie von Geisterhand.

>Was machst du?<

>An dich denken und daran wo ich hin fahren soll. Wo ist das Meer wie ich es brauche?<

>Gestern habe ich einen Film über Éric Tabarly gesehen. Kennst du den?<

Ich starrte ungläubig auf diese Frage, dieses Detail. Wie war es nur möglich, dass sie sich mit den gleichen Dingen beschäftigte?

Ich nahm mein Handy, fotografierte das Tabarly-Buch auf meinem Schreibtisch und sendete das Bild mit einem Kurztext.

>Schau mal was hier liegt! ☺<

>Weißt du wo er gelebt hat?< kam es zurück.

>Er war Bretonen.<

<Dann würde ich dahin fahren wo er war!<

Fahre dorthin, wo er gelebt hatte. Natürlich. Das war das Meer, der weite Atlantik.

>Du bist ein Schatz, weißt du das!<

>Si. Sehe ich dich vorher noch einmal?<

>Das will ich sehr hoffen!<

Ich musste sowieso noch einmal in die Stadt, meine Rollbildfilme kaufen. Noch gab es sie, wer weiß wie lange noch. Wann würde das digitale Zeitalter dem alten Film endlich den Garaus machen?

Das Baumaterial wurde geliefert und für den Rest des Tages war ich damit beschäftigt Holzplatten, Holzbalken, ein Waschbecken, Arbeitsplatten und diversen Kleinkram in mein Atelier zu schleppen. Nach dem Kurztrip ans Meer würde ich mit den Bauarbeiten beginnen. Ich legte mir „I've Got A Feeling“ von der Let It Be-LP auf und sah mich befriedigt in meinem Baustellenchaos um. Ein gutes Gefühl. Ich drückte

gleich noch einmal auf die Repeat-Taste. Was sie wohl für Musik möchte? Für mich waren Lennon und McCartney einfach die Größten. Nicht zu toppen.

Kai Georg Wujanz Leseprobe